

Karin Prummer  
Dominik Stawski

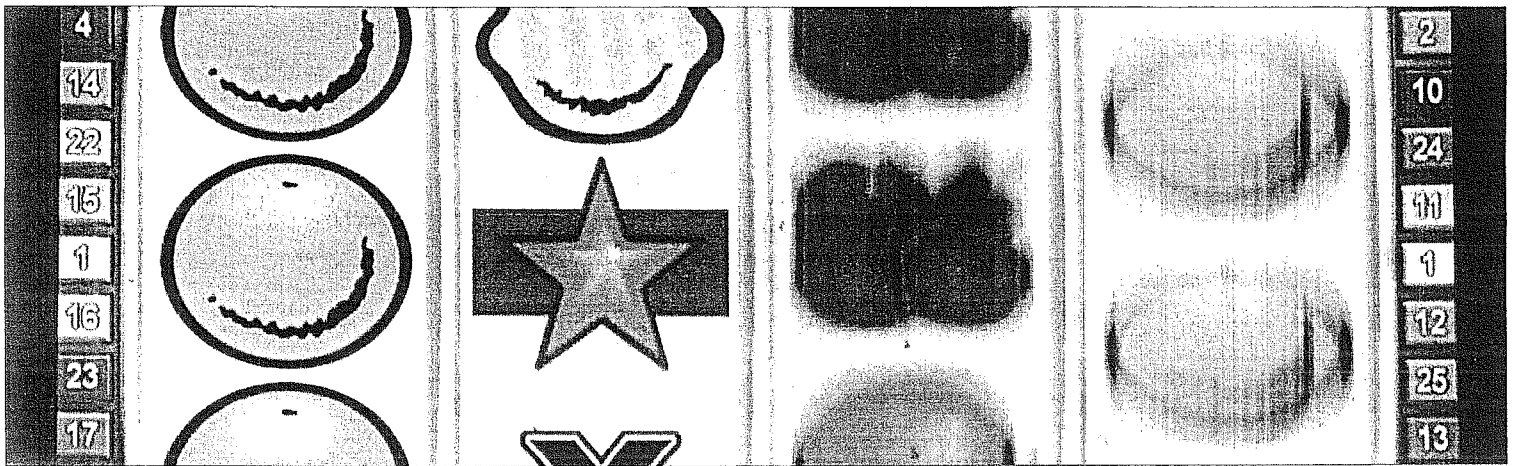
***„Die große Walze“***

***Süddeutsche Zeitung***

***24. Februar 2010***

# Die große Walze

24 Spielhallen in einer Kleinstadt wie Erding? In ganz Deutschland boomt die Industrie mit dem Glück am Automaten. Betreiber und Bürgermeister liefern sich eine überaus trickreiche Schlacht. Die Verlierer sitzen woanders: in der Suchtklinik.



Die Spiele sind eröffnet: In Bayern hat sich die Zahl der Automaten in den vergangenen zehn Jahren mehr als verdoppelt. Die Zahl der Abhängigen geht deutschlandweit in die Hunderttausende.

Foto: imago

Von Karin Prummer  
und Dominik Stawski

München - Wenn Gabriele Keller eine Gemeinde anruft, sagt sie nicht gleich, für wen sie arbeitet. „Die denken da kommen irgendwelche Leute mit Goldketten.“ Frau Keller aber trägt Perlenohrringe, dezente Lippenstift, schwarzen Rollkragenpullover und eine Tuchhose. Die braunen Haare hat sie hochgesteckt. Gabriele Keller, 52 Jahre alt, sitzt in ihrem Büro mit Aussicht auf die Nürnberger Stadtmauer und redet sich in Rage über das Goldkettchenproblem.

Auf dem Klingelschild an der Tür zu Kellers Büro steht „Merkur Spielothek Expansionsbüro“. Merkur gehört zur Gauselmann-Gruppe, einem der großen Unternehmen in der Automaten- und Spielhallenbranche, 2500 Mitarbeiter, 200 Standorte. Und Keller will, dass es noch mehr werden. Sie sucht nach Grundstücken oder Gebäuden. Und wenn sie die gefunden hat, schließt sie Mietverträge ab und feiert Neueröffnungen.

„Am meisten ist am ersten und 15. eines Monats los, dann wird der Lohn verspielt.“

Sie macht das gut, ihre Bilanz hängt hinter ihrem Schreibtisch. Eine riesige Landkarte von Süddeutschland, geprenkelt mit vielen kleinen runden Aufklebern. Orange für bestehende Spielhallen, zwölf waren es in Bayern 2000, 41 sind es jetzt. Daneben gelbe und grüne Aufkleber für geschlossene und genehmigte Standorte, die Keller zu orangen machen will.

Auch Bürgermeister Max Gotz, 46, hat eine Karte. Er breitet sie auf den Konferenztisch im Rathaus aus. Sie zeigt Erding, 35 000 Einwohner, nordöstlich von München, 24 Spielhallen gibt es hier mittlerweile. Fast immer, wenn in der Stadt Geschäftsräume leer stehen, meldet sich ein Spielhallenbetreiber, klagt das Bauamt. Manche Städte freuen sich, denn Spielhallen bringen Steuereinnahmen und Arbeitsplätze. Viele Bürgermeister aber sehen es wie Max Gotz. Er will die Ausbreitung der Spielhallen stoppen. Gotz, der CSU-Politiker mit Janker und Hirschen auf der Krawatte, erzählt das ruhig, fast behäbig. Mit dem Zeigefinger zeichnet er auf dem Stadtplan die Umrisse des Zentrums nach, „wie ein Embryo“ liege es im Stadtgebiet, sagt er. Den Embryo will er schützen. Mit Leuchtschild hat er rundherum „die Wachungen“ eingezeichnet. Gelbe Kreise markieren die Spielhallen, sie liegen im Norden, im Süden, im Osten und im Westen des Stadtgebietes. Sie sind überall.

In vielen deutschen Gemeinden kämpfen Expansionsmanager und Bürgermeister gegeneinander. Es ist ein Schattenkampf, denn fast nie treffen sie sich persönlich. Sie schimpfen übereinander, trübsen sich aus und genießen jeden kleinen Sieg - das alles wegen eines Automaten, eines Spiels im Kasten, das sich seit Jahrzehnten kaum verändert hat. Statt echter Walzen drehen sich heute digitale, statt Knöpfe drückt man ein Touchdisplay, statt drei Siebenaugen bringen jetzt auch fünf Prinzessinnen den Kasten zum Blinken. Die Grundidee ist geblieben: Geld rein, Walzen laufen, Stopp drücken, Walzen halten, Nieder- oder Jubel. Und dann das Ganze wieder von vorne.

Die Walzen laufen, das Geschäft boomt. Vor allem im Süden. In Bayern hat sich die Zahl der Automaten seit 2000 mehr als verdoppelt. In ganz Deutschland stehen inzwischen mehr als 200 000 Spielautomaten. Die Branche machte vergangenes Jahr 3,3 Milliarden Euro Umsatz, so viel wie nie zuvor.

Der Boom begann 2006, als das Wirtschaftsministerium mit der sogenannten Spielverordnung den Markt liberalisierte. Mehr Automaten in den Hallen und schnellere Spiele sind jetzt erlaubt, es gibt mehr zu gewinnen, man kann aber auch mehr verlieren. Vor allem die Großen profitieren und expandieren, zum Beispiel die Gauselmann-Gruppe, Automatenhersteller Novomatic und Löwenplay. Sie wollen weg von Schmuddelimage, Perlenohrring statt Goldkettchen. So stehen neben alten Spielhöhlen nun sogenannte Entertainment-Center. Lederessell, gedämpftes Licht, Alkoholverbot, ökologische Standards, zukommende Angestellte - unsere Damen -, wie Expansionsmanagerin Keller sie nennt. 199 der 200 Merkur-Filialen werden von Frauen geleitet. Die Erklärung ist einfach: „Wenn jemand getrustet ist, kann eine Frau damit besser umgehen, als wenn da ein Zwei-Meter-Mann steht. Frauen haben ein hohes Deskalatipotentzial“, sagt Gabriele Keller.

„Spiel eine Stunde mit einem Mitmenschen, und Du lernst ihn besser kennen, als Du es in einem ganzen Menschenleben könntest“, wirt Merkur auf der Internetseite. Das mit dem Kennenlernen klappt nicht überall: eine Spielhalle in einer Münchner Vorstadt. Sieben Gäste, keiner redet, alle starren auf die Apparate. Keine Musik, flackernde Lichter. Und immer wieder die Elektrostimme: Oh yeah. Wer gewinnt, kann noch einmal alles riskieren. Rot oder Schwarz? Stimmt die Farbe, verdoppelt sich der Gewinn. Aus den Automaten dröhnt: Oh yeah.

Die Spiele heißen „Hot Target“, „Fruits on Fire“ oder „Carmen's Love“. Sie zeigen Burghäulein, Schlösser und

Edelmänner. Zitronen, Trauben und Kirschchen, die brennen, wenn man gewonnen hat. Ein Spieler rennt hektisch durch den Raum. Ein Automat reißt ihm nicht.

Hinter dem Tresen steht die Aufsicht, der Mann kennt jeden der Gäste, es sind immer dieselben. „Am meisten ist am ersten und 15. eines Monats los, der Lohn wird verspielt“, sagt er. Ein Automat blinkt, ein Gast räumt ab. 750 Euro. Zum ersten Mal löst sich da der Blick der Spieler von den Automaten. Der Gewinner packt das Geld ein, schlägt der Aufsicht auf die Schulter und sagt: „Hoffentlich komme ich nicht wieder.“ Der Mann hinter dem Tresen antwortet nur: „Ja, ja.“ Er weiß, der Spieler ist bald wieder da.

Gerade unter jungen Männern gibt es immer mehr Spieler. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung verfor-

nicht an den Automaten erinnert zu werden, sie flüchteten, aber einige Monate später machte eine Ecke weiter die nächste Spielhalle auf, sie zogen wieder weg, wieder eröffnete eine Halle. Sie erzählen, dass sie in die Kasse pinkelten, während sie daddelten, weil sie bloß nichts verpassen wollten, und doch verloren. „Zack, da war ich Blankenese.“ Sie klaufen, joggen und betrogen, um an Geld zu kommen. Einer stahl eine Fernseher-Arttrappe aus einem Schaufenster, legte einen Stein hinein und wollte das Gerät an ein paar Russen verkaufen. „Hatte ich ein Glück, dass das nicht klappte.“

Marcus F., 36 Jahre alt, ist nie kriminell geworden, auch er sitzt im Stuhlkreis. Sportlicher Typ, kurze Haare, Eltern, den man am Wochenende auf dem Fußballplatz trifft, der auch gut an-

geht zu reservieren und mit Geld vollzupumpen, jede Stunde 80 Euro, so viel wie möglich. Sie nennen es „Vorglühen“. Nicht alle Angestellten machen das, für andere aber ist es Kundenservice. „Wenn wir nichts tun, bereiten wir der Sucht den Boden“, sagt Max Gotz, Erdings Bürgermeister. In seiner Stadt sind mehr als 20 Prozent der Bevölkerung unter 18, in den vergangenen 20 Jahren ist Erding um 15 000 Einwohner gewachsen, viele Menschen ziehen wegen der Arbeitsplätze hierher, in eine wirtschaftlich starke Region. Oft arbeiten beide Eltern, die Kinder sind zu Hause. Und nur eine Straße trennt das Wohngebiet junger Familien in Allerning im Süden von den Spielhallen im Gewerbegebiet.

Niemand zwingt die Leute, in die Spielhalle zu gehen, sagen Bürgermeisterkollegen von Gotz. „Die Leute sind frei“, sagt zum Beispiel Rainer Schneider, Rathauschef in Neufahrn, nur ein paar Kilometer entfernt von Erding. Es sei nicht Aufgabe der Gemeinde, die Bürger vor sich selbst zu schützen. „Wenn sich in die Oper gehe und für einen guten Platz 54 Euro zahle“, sagt Merkur-Managerin Gabriele Keller, „dann sind die nach zwei Stunden weg. Das sind sie auch in der Spielhalle.“ Sie hat eine klare Meinung von Bürgermeistern wie Max Gotz. „Die haben ein falsch verstandenes Fürsorgeverständnis für ihre Schäfchen.“

Die Spieler in Münchwies sagen, das Einfachste wäre, alle Spielhallen zu verbieten. Aber sie wissen, das wird nicht passieren. Wenn man sich als Spieler doch wenigstens freiwillig von den Hallen sperren lassen könnte, sagen die Spieler, diesich hier therapieren lassen. Doch würde das helfen?

Psychologen argumentieren, die Spieler fänden immer einen Weg, die Sperrung zu umgehen. Sie fordern, der mögliche Gewinn von 900 Euro in der Stunde müsse deutlich sinken. Und sie kritisieren, dass das deutsche Recht das Zocken am Automaten nicht als Glücksspiel verstehe, das strengerer staatlicher Kontrolle unterliege. Die Automaten geten nur als „Spielgeräte mit Gewinnmöglichkeit“.

Wel sich an diesen Regeln so schnell nichts ändern wird, hat die Erdinger Stadtverwaltung nach einem eigenen Rezept gegen die Spielhallen gesucht. Eine Mitarbeiterin des Bauamts, auf die Max Gotz seither sehr stolz ist, entdeckte im einem „Vergnügungstättenkonzept“ behelfen. Darin werden Stadteile festgelegt, in denen sich Spielhallen ansteden dürfen und andere, in denen das nicht geht. Ganz verbindern könne man Spielhallen so zwar nicht, aber eindämmen.

Seit Jahren schon tricksen sich in ganz Deutschland Bürgermeister und Spiel-

hallenbetreiber aus. Es beginnt meist so: Der Unternehmer will eine Halle mit mehreren hundert Quadratmetern eröffnen. Die Stadt lehnt ab, weil sie so große Hallen nicht genehmigen muss. Das können die Unternehmen schon und zerteilen einfach ihre Riesenhalle in mehrere kleine. Der Antrag lautet jetzt zum Beispiel auf vier Spielhallen in einem Gebäude. So war es auch in Nürnberg, in der Spielhalle direkt unter dem Büro von Gabriele Keller. Die Managerin spaziert durch die Spielsalons, ein Gebäude, 600 Quadratmeter, aber offiziell sind es vier Spielthecken. Dunkler Teppich heißt Spielbereich, Keller durchschreitet den Raum. Klack, klack, sie tritt auf Fliesen. Fliesen bedeuten öffentlichen Bereich, zwei Schritte und eine Tür weiter wieder Teppich, die nächste Spielhalle. So etwas gibt es auch in Erding ein paar Mal. „Das ist furchtbar, wir müssen hilflos zusehen“, sagt Gotz. „Ein Kasperltheater.“

Ein Abschiedsbrief: „Hallo mein Automat! Ich schreibe dir, weil ich nicht mehr kann.“

Aber es geht auch anders. Manchmal nämlich gelingt es den Firmen nicht, Parkplätze für vier Spielhallen zu schaffen, weil ein fach der Platz fehlt. Dann haben die Städte gewonnen. Max Gotz hat in Erding die Stellplatz-Satzung verschärft, die Firmen müssen jetzt einen Parkplatz für zehn Quadratmeter Hallenfläche vorweisen. „Ganz schön heftig“, sagt der Bürgermeister und grinst. Merkur ist das schon gewöhnt. Als das Unternehmen in der Innenstadt von Neu-Ulm, wenige Meter von Donauper entfern, eine Spielhalle bauen wollte, forderte die Stadt 75 Parkplätze. Umöglich, im Zentrum, schimpft Expansionsmanagerin Keller. „Da können Sie gleich ein ganzes Parkhaus hinbauen.“ Sie schaut kurz empört, schlägt dann einen Firmenprospekt auf, zeigt auf das Foto der neuen Neu-Ulmer Filiale und lächelt. Genau das hat Merkur gemacht: ein zwustückiges Parkhaus auf die Spielhalle gesetzt.

Marcus F. bekommt von diesem Streit nichts mit. Er sieht nur die Ergebnisse. Ständig neue Spielhallen. Mit denen muss er nun leben. Die Therapie in der Suchtklinik ist inzwischen vorbei. Er wohnt jetzt wieder bei seinen Eltern. Alle Süchtigen, die Münchwies verlassen, sollen am Ende einen Abschiedsbrief formulieren. „Hallo mein Automat! Ich schreibe dir diese Zeilen, weil ich nicht mehr kann und mich deshalb von dir verabschieden will und muss“, schrieb Marcus F. Es wird nicht leicht werden, da du an jeder Ecke stehst.“



„Wenn wir nichts tun, bereiten wir der Sucht den Boden“: Erdings Bürgermeister Max Gotz.



„Jeder muss selbst entscheiden dürfen, wofür er sein Geld ausgibt“: Gabriele Keller von den Merkur-Spielotheken.

fehlte Ende Januar neue Zahlen. Der Anteil der Automatenspieler zwischen 18 und 20 hat sich in den vergangenen drei Jahren mehr als verdoppelt. Experten wie der Bremer Rechtspsychologe Gerhard Meyer schätzen, dass es in Deutschland bis zu 300 000 Spielsüchtige gibt. Und die meisten spielen nicht Roulette oder Lotto, sie daddeln am Automaten.

14 Patienten, jung, alt, Frauen, Männer, manche in Jogginghosen und Birkenstock, andere in Hemd und Lederschuhen sitzen in der Suchtklinik im schwedischen Münchwies in einem Stuhlkreis. „Eigentlich psychisch propere Jungs und Mädchen“, sagt der Therapeut. Sie haben Millionen verzoekt, alle sind sie in stationärer Behandlung. Sie erzählen, wie sie in ein anderes Viertel zogen, um